

gel sehen wir, wie auf dem Meer, die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnet, ja vermählet er — wie die Liebe und die Jugend — das unbehülliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äußere und der abgepiegelte Baum aus Einer Wurzel nach zwei Himmeln zu wachsen scheinen.

IV. Programm.

Ueber die griechische oder plastische Poesie.

§. 15.

Die Griechen.

Niemand klassifiziret so gern als der Mensch, besonders der deutsche. Ich werde mich im Folgenden in angenommene Abtheilungen füs-

gen. Die breiteste ist die zwischen griechischer oder plastischer Poesie und zwischen neuer oder romantischer oder auch musikalischer. Drama, Epos und Lyra blühen mithin in beiden zu verschiedenen Gestalten auf. Nach der formellen Absonderung kommt die reale oder die nach dem Stoffe; entweder das Ideal herrscht im Objekte — dann ist die sogenannte ernste Poesie; — oder im Subjekt — dann wirds die komische; welche wieder in der Laune (wenigstens mir) lyrisch, in der Ironie oder Parodie episch, im Drama als beides erscheint.

Ueber Gegenstände, worüber unzählige Bücher geschrieben worden, darf man nicht einmal eben so viele Zeilen sagen, sondern viel geringere. Zehn fremde Könige erbaten und erhielten in Athen das Bürgerrecht; alle Jahrhunderte nach dessen Verfalle haben nicht zehn Dichter; Könige aufzuführen, welche darin das

poetische Bürgerrecht errungen hätten. Ein solcher Unterschied setzet nicht einen Unterschied der einzelnen Menschen — denn sogar die Ausnahmen wiederholt die schaffende Natur nach Regeln — sondern den Unterschied eines Volks voraus, das selber eine Ausnahme war, wie z. B. Diarheit, wenn uns anders in der geringen tausendjährigen Bekanntschaft mit Wölfern nicht jedes als ein Individuum erscheinen muß. Folglich schildert man mit diesem Volke zugleich dessen Poesie; und jedes nordische steht so weit hinab, daß ein Dichter daraus, der einen Griechen erreichte, ihn eben dadurch überträfe in angeborner Gabe.

Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der ägyptische Priester schalt, sondern auch ewige Jünglinge. Wenn die spätern Dichter Geschöpfe der Zeit — ja die deutschen, Geschöpfe der Zeiten — sind: so sind die griechischen zugleich Geschöpfe einer

Morgenzeit und eines Morgenlandes. Eine poetische Wirklichkeit warf, statt der Schatten, nur Licht in ihren poetischen Widerschein. Ich erwäge das begeisternde, nicht berauschende Land mit der rechten Mitte zwischen armer Steppe und erdrückender Fülle — so wie zwischen Gluth und Frost und zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel, eine Mitte, ohne welche kein Diogenes von Sinope leben konnte — Ferner die klimatisch mitgegebene Mitte der Phantasie zwischen einem Normann und einem Araber, gleichsam ein stilles Sonnenfeuer zwischen Mondschein und schnellem Erdenfeuer — Die Freiheit, wo zwar der Sklave zur Industrie und zur Handwerks-Innung und zum Brodstudium verurtheilt war (indef bei uns Dichter und Weise Sklaven sind, wie bei den Römern zuerst die Sklaven jenes waren), wodurch aber eben darum der freigelassene Bürger nur für Gymnastik

und Musik, d. h. für Körper und Seelenbildung zu leben hatte — Ferner die olympischen Siege des Körpers und die des Genius waren zugleich ausgestellt und gleichzeitig und Pindar nicht berühmter als sein Gegenstand — Die Philosophie war kein Brod; sondern ein Lebensstudium und der Schüler alterte in den Gärten der Lehrer — Das Schöne war, wie der Vaterlandskrieg, allen Ausbildungen gemein und verknüpfte alle, so wie der delphische Tempel des Musengottes alle Griechen; Nationen — Alle thätigen Kräfte wurden von innern und äußern Freiheitskriegen geprüft, gestärkt und von Künsten; Lagen vielfach gewandt, aber nicht, wie bei den Römern, auf Kosten der anschauenden Kräfte ausgebildet, sondern den Krieg als einen Schild, nicht wie die Römer als ein Schwert führend — Nun dazu jeneu Schönheitsfönn erwogen, der (bei den philesis

sehen Spielen) einen Preis auf den geschicktesten Kuß setzte; der einen Jüngling bloß, weil er schön war, nach dem Tode in einem Tempel anbetete oder bei Lebzeiten als Priester darin aufstellte;*) und welchem das Schauspiel wichtiger als ein Feldzug, die öffentlichen Richter über ein Preisgedicht so angelegen waren, als die Richter über ein Leben und welcher den Siegeswagen eines Dichters oder Künstlers durch sein ganzes Volk rollen ließ — Ein Land, wo alles verschönert wurde, von der Kleidung bis zur Furie, so wie in heißen Ländern in Luft und Wäldern jede Gestalt, sogar das Raubthier, mit feurigen prangenden Bildungen und Farben fliegt und läuft, indeß daß das kalte Meer unbeholfne, zahl-

*) Z. B. der jugendliche Jupiter zu Aegä, der Isonische Apollo mußten den schönsten Jüngling zum Priester haben. Winkelmanns Geschichte der Kunst.

lose und doch einförmige, das Land nachäsfende, graue Ungestalten trägt — Ein Land, wo in allen Gassen und Tempeln die Lyra; Saiten der Kunst wie aufgestellte Aeolsharfen von selber erklangen — Nun dieses schönheitsstrunkne Volk noch mit einer heitern Religion in Aug' und Herz, welche Götter nicht durch Buß', sondern durch Freudentage versöhnte, und, als wäre der Tempel schon der Olymp, nur Tänze und Spiele und die Künste der Schönheit verordnete und mit ihren Festen wie mit Weinreben drei Viertel des Jahrs be rauschend umschlang — Und dieses Volk, mit seinen Göttern schöner und näher befreundet als irgend eines, von seiner heroischen Vorzeit an, wo sich wie auf einem hohen Vorgebirge stehend seine Helden: Ahnen riesenhaft unter die Götter verloren, *) bis zur Gegenwart,

*) Götter tießen sich vom Areopag richten (Demo:

werin auf der von lauter Gottheiten bewohnten oder verdoppelten Natur in jedem Haine ein Gott oder sein Tempel war, und wo für alle menschliche Fragen und Wünsche, wie für jede Blume, irgend ein Gott ein Mensch wurde, und wo das Irdische überall das Ueberirdische, aber sanft wie einen blauen Himmel über und um sich hatte — — Ist nun einmal ein Volk schon so im Leben verherrlicht und schon im Mittagschein von einem Zauberrauche umflossen, den andere Völker erst in ihrem Gedicht austreiben: wie werden erst, müssen wir alle sagen, um solche Jünglinge, die unter Rosen und unter der Aurora wachen, die Morgenträume der Dichtkunst spielen, wenn sie darunter schlummern — wie werden

schoneß in Aristocrat. und Lactant. Inst. de fals. relig. I. 10.); dazu gehört Jupiters Menschenteben auf der Erde, sein Erbauen seiner eignen Tempel. Id. I. 11. 12.

die Nacht; Blumen sich in die Tages; Blumen mischen — wie werden sie das Frühlingsleben der Erde auf Dichter; Sternen wiederholen — wie werden sie sogar die Schmerzen an Freuden schlingen mit Venus; Gürteln? —

Auch die Hestigkeit, womit wir Nordleute ein solches Gemälde entwerfen und beschauen, verräth das Erstaunen der Armuth. Nicht, wie die Bewohner der warmen schönen Länder an die ewige Gleichheit der Nacht und des Tages gewöhnt, d. h. des Lebens und der Poesie, ergreift uns sehr natürlich nach der längsten Nacht ein längster Tag desto stärker und es wird uns schwer, uns für die Dürre des Lebens nicht durch die Leppigkeit des Traums zu entschädigen — sogar in Paragraphen.

§. 16.

Das Plastische oder Objektive der Poesie.

Vier Hauptfarben der griechischen Dichter

werden von dem Rückblick auf ihr Volk gesunden und erklärt.

Die erste ist ihre Plastik oder Objektivität. Es ist bekannt, wie in den griechischen Gedichten alle Gestalten wie gehende Dädalus-Statuen, voll Körper und Bewegung auf der Erde erscheinen, indes neuere Formen mehr im Himmel wie Wolken fließen, deren große, aber wogende Umrisse sich in jeder zweiten Phantasie willkürlich gestalten. Jene plastischen Formen der Dichter (vielleicht eben so oft Dichter als Mütter der wirklichen Statuen und Gemälde, denen der Dichter überall begegnete) kommen mit der Allmacht der Künstler im Nacken aus Einer Quelle. Nämlich nicht die bloße Gelegenheit, das Nackte zu studieren, stellte den griechischen Künstler über den neuern — denn warum erreicht dieser jenen denn nicht in den immer nackten Gesichtern und Händen, zu welchen er, glücklicher als je-

ner, noch dazu die idealischen Formen hat, die der Grieche ihm und sich gebären mußte — sondern jene sinnliche Empfänglichkeit that es, womit das Kind, der Wilde, der Landmann jeden Körper in ein viel lebendigeres Auge aufnimmt als der zersaferte Kultur-Mensch, der hinter dem sinnlichen Auge steht mit einem geistigen Sehrohre.

Eben so faßte der dichtende Grieche, noch ein Jüngling der Welt, Gegenwart und Vorzeit, Natur und Götter in ein frisches und noch dazu feuriges Auge; — die Götter, die er glaubte, seine heroische Ahnenzeit, die ihn stolz machte, alle Wechsel der Menschheit ergreifen wie Eltern und Geliebte sein junges Herz — und er verlor sein Ich in seinem Objekte.

Aus dem kräftigen Eindruck wird Liebe und Antheil; die rechte Liebe aber ist stets objektiv und verwechselt und vermischt sich mit ihrem

Gegenstände. In allen Volksliedern und überall auf Morgenstufen, wo der Mensch noch rechten Antheil nimmt, z. B. in den Erzählungen der Kinder und Wilden, will der Maler nur seinen Gegenstand darreichen, nicht sich und seine Gestelle und Malerstücke. Während ist oft dieses griechische Selbstvergessen, selber da, wo der Verfasser sich seiner, aber nur als ein Objekt des Objektes erinnert; so hätte z. B. kein neuer Künstler sich so einfach und bedeutungslos hingestellt als Phidias sich auf das Schild seiner Minerva, nämlich als einen alten Mann, der einen Stein wirft. Daher ist aus den neuern Dichtern viel vom Charakter der Verfasser zu errathen; aber man errathe z. B. den individuellen Sophokles aus seinen Werken, wenn man kann.

Dies ist die schöne Objektivität der Unbesonnenheit oder der Liebe. Dann bringt die

Zeit die wilde Subjektivität derselben, oder des
 Raufches und Genusses, der sein Objekt ver-
 schlingt und nur sich zeigt. Dann kommt die
 nicht viel bessere Objektivität einer herzlosen
 Besonnenheit, welche heimlich nur an sich denkt
 und stets einen Maler malt; welche das Ob-
 jektiv: Glas am Auge hält, das Okular:
 Glas aber gegen das Objekt und dadurch dieses
 ins Unendliche zurücksetzet. Allerdings ist noch
 eine Besonnenheit übrig, die höhere und höchste,
 welche wieder durch einen heiligen Geist der
 Liebe, aber einer göttlichen allumfassenden ge-
 trieben, objektiv wird.

Die Griechen glaubten, was sie sangen,
 Götter und Heroen. So willkürlich sie auch
 beide episch und dramatisch verslochten: so un-
 willkürlich blieb doch der Glaube an ihre Wahr-
 heit; wie ja die neuern Dichter einen Cäsar,
 Kato, Wallenstein u. s. w. für die Dichtkunst
 aus der Wirklichkeit, nicht für die Wirklichkeit

aus der Dichtkunst beweisen. Der Glaube aber giebt Antheil, dieser giebt Kraft und Opfer des Jchs. Aus der matten Wirkung der Mythologie auf die neuere Poesie, und so aller Götter: Lehren, der indischen, nordischen, der christlichen, der Maria und aller Heiligen ersieht man die Wirkung des Unglaubens daran. Freilich will und muß man jetzt durch eine zusammenfassende philosophische Beschreibung des wahrhaft Göttlichen, was den Mythen aller Religionen in jeder Brust zum Grunde liegt, d. h. durch einen philosophischen unbestimmten Enthusiasmus den persönlichen bestimmten dichterischen zu ersetzen suchen; indeß bleibt doch die neuere Poeten: Zeit, welche den Glauben aller Völker, Götter, Heiligen, Heroen aufhäuft, aus Mangel an einem einzigen Gott, dem breiten Saturn sehr ähnlich, der sieben Trabanten und zwei Ringe zum Leuchten besitzt und dem noch ein mattes kaltes Blei: Licht wirft, bloß

weil der Planet von der warmen Sonne etwas zu weit abziehet; ich möchte lieber der kleine, heiße, helle Merkur seyn, der keine Monde, aber auch keine Flecken hat und der sich immer in die nahe Sonne verliert.

Wenig kann daher das stärkste Geschrei nach Objektivität aus den verschiedenen Mäusen und andern Sätzen verfangen und in die Höhe helfen, da zu Objektivität durchaus Objekte gehören, diese aber neuerer Zeiten theils fehlen, theils sinken, theils (durch einen scharfen Idealismus) gar wegschmelzen im Ich. Himmel, wie viel anders greift der herzige, trauende Naturglaube nach seinen Gegenständen, gleichsam nach Geschwistern des Lebens, als der laue Nichtglaube, der mühsam sich erst einen zeitigen kurzen Selbsterglauben verordnet, um damit das Nicht-Ich (durchsichtiger und unpoetischer kann kein Name seyn) zu einem halben Objekte anzuschwärzen und es in die „Dichtung einzuschwärzen

zen! Daher thut der Idealismus in dieser Rücksicht der romantischen Poesie so viele Dienste, als er der plastischen versagt und als die Romane ihm früher erwiesen, wenn es wahr ist, daß Berkeley durch diese auf seinen Idealismus gekommen, wie dessen Biograph behauptet.

Der Grieche sah selber und erlebte selber das Leben; er sah die Kriege, die Länder, die Jahreszeiten, und las sie nicht; daher sein scharfer Umriß der Wirklichkeit; so daß man aus der Odyssee eine Topographie und Küstenskarten ziehen kann. Die Neuern hingegen bekommen aus dem Buchladen die Dichtkunst sammt den wenigen darin enthaltenen und vergrößerten Objecten und sie bedienen sich dieser zum Genusse jener; eben so werden mit zusammengefügten Mikroskopen sogleich einige Objecte, ein Floh, ein Mückenfuß und dergl. dazu verkauft, damit man die Vergrößerungen der Gläser dagegen prüfe. Der neue Poet trägt

sich daher auf seinen Spaziergängen die Natur für den Objektenträger seiner objektiven Poesie zusammen.

Der griechische Jugend; Blick richtete sich als solcher am meisten auf die Körperwelt; in dieser sind aber die Umrisse schärfer als in der Geisterwelt; und dieß gibt den Griechen eine neue Leichtigkeit der Plastik. Aber noch mehr! Mit der Mythologie war ihnen eine vergötterte Natur, eine poetische Gottesstadt sogleich gegeben, welche sie bloß zu bewohnen und zu bevölkern, nicht aber erst zu erbauen brauchten. Sie konnten da verkörpern, wo wir nur abbilden oder gar abstrahiren; da vergöttern, wo wir kaum beseelen; und konnten mit Göttern die Berge und die Haine und die Ströme füllen und heiligen, denen wir mühsam personifizierende Seelen einblasen. Sie gewannen den großen Vorzug, daß alle ihre Körper lebendig und veredelt, und alle ihre Geister verkörpert

waren. Der Mythos hob jede Lyra dem schreitenden Epos und Drama näher.

S. 17.

Schönheit oder Ideal.

Die zweite Hauptfarbe der Griechen, das Ideale, oder das Schöne mischt sich aus ihrer Helden; und ihrer Götter; Lehre und aus deren Mutter, der harmonischen Mitte aller Kräfte und Lagen. In der Mythologie, in diesem Durchgange durch eine Sonne, einen Phöbus, hatten alle Wesen das Gemeine und den Ueberfluß der Individualität abgestreift; jeder Genuß hatte auf dem Olymp seinen Verklärungs; Thabor gefunden. Ferner durch die wilden barbarischen Kräfte der Vorzeit, von der Entfernung ins Große gebildet, von früher Poesie ins Schöne geinakt, wurden Ahnen und Götter in ein glänzendes Gewebe gereiht und der goldene Faden bis in die Gegenwart herhi-

ber gezogen, so daß nirgends die Vergötterung aufhörte. Mußte diese Nähe des Olymps am Parnasse nicht auch lauter glänzende Gestalten auf diesen herüber senden, und ihn mit seinem himmlischen Lichte überziehen? — Eine Hülfe zur innern Himmelfahrt der Dichter war, daß ihre Gefänge nicht bloß auf, sondern meistens auch für Götter gemacht waren und sich also schmücken und erheben mußten für ihre künftige Thronstelle in einem Tempel oder unter gottesdienstlichen Spielen. Endlich wenn Schönheit — die Feindin des Uebermaßes und der Leere — nur wie das Genie im Ebenmaße aller Kräfte, nur im Frühling des Lebens, fast wie der Jahreszeit, blüht: so mußte sie in der gemäßigten Zone aller Verhältnisse am vollsten ihre Nerven öffnen; die Krampf-Verzerrungen der Knechtschaft, des gefesselten Strebens, des barbarischen Luxus, der religiösen Fieber und dergl. waren den Griechen erspart.

Doch giebt es noch eine reine frische Quellenquelle des griechischen Ideals. — Alles sogenannte Edle, der höhere Stil begreift stets das Allgemeine, das Rein; Menschliche und schließet die Zufälligkeiten der Individualität aus, sogar die schönen. Daher die Griechen (nach Winkelmann) ihren weiblichen Kunstgebilden sogar das reizende Grübchen nicht liehen, als eine zu individuelle Bestimmung. Die Poesie will überall (ausgenommen die komische aus künftigen Gründen) das Allgmeinste der Menschheit; das Ackergeräthe z. B. ist edel, aber nicht das Backgeräthe; — die ewigen Theile der Natur sind edler als des Zufalls und des bürgerlichen Verhältnisses; z. B. Eygerflecke sind edel, Fettflecke nicht; — der Theil wieder in Untertheile zerlegt, ist weniger edel *), z. B. Kniescheibe statt Knie; —

*) Daher die Franzosen in ihren gebildeten Zirkeln

so sind die ausländischen Wörter, als mehr eingeschränkt, nicht so edel als das inländische Wort, das für uns als solches alle fremde der Menschheit umschließt und darbietet; z. B. das Epos kann sagen die Befehle des Gewissens, aber nicht die Dekrete, Ukasen u. d. d. selben *); — so reicht und herrscht diese Allgemeinheit auch durch die Charaktere, welche sich erheben, indem sie sich entkleiden, wie Verklärte, des individuellen Ansages. —

Warum, oder daß vor uns alles im Ver-

das allgemeine Wort vorziehen, z. B. la glace statt miroir.

*) Im Lateinischen und Russischen gäbe wieder das Umgekehrte aus demselben Grunde. Wenn man in dem zwar talent = verworrenen, doch talentreichen Trauerspieler (adutti aus der höhern Region des Allgemeinen plötzlich durch die Worte: „Und was sich mildern läßt, soll in der Appellations = Instanz gemindert werden“ in die juristische Region herabstürzt; so ist eine ganze Szene getödtet, denn man lacht bis zur nächsten.

hältnisse, wie wir das Zufällige zurückwerfen, von Stufe zu Stufe schöner und lichter aufsteigt — so daß das Allgemeinste zugleich unvermuthet das Höchste wird, nämlich endliches Daseyn, dann unendliches Seyn, nämlich Gott —: dieß ist ein stiller Beweis oder eine stille Folge einer heimlichen angeborenen Theodicee. —

Nun sucht der Jüngling, der aus Güte, Unkunde und Kraft stets nach dem Höchsten strebt, das Allgemeine früher als das Besondere; daher ihm das Lyrische leicht und das Komische mit seiner Individualisierung so schwer wird. Die Griechen waren aber frische Jünglinge der Welt *); folglich half ihr

*) Jugend eines Volks ist keine Metapher, sondern eine Wahrheit; ein Volk wiederholt, nur in größeren Verhältnissen der Zeit und der Umgebung, die Geschichte des Individuums.

schöner Lebens; Frühling das Blühen aller idealen Geschöpfe begünstigen.

§. 18.

Ruhe und Heiterkeit der Poesie.

Heitere Ruhe ist die dritte Farbe der Griechen. Ihr höchster Gott wurde, ob er gleich den Donner in der Hand hatte, (nach Winkelmann) stets heiter abgebildet. Hier ziehen wieder Ursachen und Wirkungen organisch durch einander. In der wirklichen Welt sind Ebenmaß, Heiterkeit, Schönheit, Ruhe wechselnd für einander Mittel und Folgen; in der poetischen ist jene frohe Ruhe sogar ein Theil oder eine Bedingung der Schönheit. Unter den äußern Ursachen jener griechischen Freude gehören außer den hellern Lebensverhältnissen und der steten öffentlichen Ausübung der Poesie — denn wer wird zu öffentlichen Festspielen und vor eine Menge düstere

Schattenwelten vorführen — noch die Bestimmung für Tempel. Der griechische zärtlere Sinn fand vor Gott nicht die enge Klage, die in keinen Himmel, sondern ins dunkle Land der Täuschung gehört, aber wohl die Freude anständig, welche ja der Unendliche mit dem Endlichen theilen kann.

Poesie soll, wie sie auch in Spanien sonst hieß, die fröhliche Wissenschaft seyn und wie ein Tod zu Göttern und Seeligen machen. Aus poetischen Wunden soll nur Jchor fließen und, wie die Perlenmuschel, muß sie jedes ins Leben geworfene scharfe oder rohe Sandkorn mit Perlenmaterie überziehen. Ihre Welt muß eben die beste seyn, worin jeder Schmerz sich in eine größere Freude auflöset und wo wir Menschen auf Bergen gleichen, um welche das, was unten im wirklichen Leben mit schweren Tropfen auffällt, oben nur als Staubregen spielet. Dayer ist ein jedes Gedicht

unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit
Dissonanzen schließt.

Wie drückt nun der Grieche die Freude in
seiner Dichtkunst aus? — Wie an seinen
Götter-Bildern: durch Ruhe. Wie diese hos-
hen Gestalten vor der Welt ruhen und schauen:
so muß der Dichter und sein Zuhörer vor ihr
stehen, seelig: unverändert von der Veränder-
lichkeit. Es muß eine höhere Wonne geben
als die Pein der Lust, als das warme wei-
nende Gewitter der Entzückung. Wenn der
Unendliche sich ewig freuet und ewig ruhet,
so wie es am Ende, es mögen noch so viele
ziehende Sonnen um gezogne Sonnen gehen,
eine größte geben muß, welche allein still
schwebt: so ist die höchste Seeligkeit, d. h. das,
wornach wir streben, nicht wieder ein Stres-
sen; — nur im Tartarus wird ewig das
Rad und der Stein gewälzt — sondern das
Gegentheil, ein genießendes Ruhen, das

far niente der Ewigkeit, wie die Griechen die Inseln der Seeligen in den westlichen Ocean setzten, wo die Sonne und das Leben zur Ruhe niedergehen. Die alten Theologen kannten das Herz besser, wenn sie die Freude der Seeligen gleich der göttlichen, in ewiger Unveränderlichkeit und im Anschauen Gottes bestehen ließen und uns nach den eilf irdischen beweglichen Himmeln einen letzten festen gaben *). Wie viel reiner ahneten sie das Ewige obwohl Unbegreifliche, als die Neuern, welche die Zukunft für eine ewige Jagd durchs Weltall ausgeben und mit Vergnügen von den Sternsehern immer mehrere Welten als Kauffarthenschiffe in Empfang nehmen, um sie mit Seeselen zu bemannen, welche wieder auf — Schiffen anlanden, und mit neuen immer tiefer in

*) Nach den alten Astronomen kreiseten 11 Himmeln übereinander, der 12te oder krystallene stand.

die Schöpfung hineinsiegeln; so daß, wie in einem Konzert, ihr Adagio des Alters oder Todes zwischen dem jetzigen Allegro und dem künftigen Presto steht. Heißet das nicht, da alles Streben Kampf mit der Gegenwart ist, ewigen Krieg ausschreiben statt ewigen Frieden und wie die Sparter, auch Götter bewaffnen?

In Satyrs und in Portraits legten die Alten die Unruhe, d. h. die Qual des Strebens. Es giebt keine trübe Ruhe, keine stille Woche des Leidens, sondern nur des Freuens, weil auch der kleinste Schmerz regsam und kriegerisch bleibt. Eben die glücklichen Indier setzen das höchste Glück in Ruhen, eben die feurigen Italiener reden vom dolce far niente. Paskal hält den Menschen; Trieb nach Ruhe für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes *). Mit Wiegenliedern

*) Es ist dasselbe, wenn Fr. Schlegel göttliche Faust

der Seele nun zieht uns der Grieche singend
auf sein großes glänzendes Meer, aber es ist
ein stilles.

§. 19.

Sittliche Grazie der griechischen Poesie.

Die vierte Hauptfarbe ihrer ewigen Bildergallerie ist sittliche Grazie. Poesie löset an sich schon den rohen Krieg der Leidenschaften in ein freies Nachspielen derselben auf, so wie die olympischen Spiele die ernstesten Kriege der Griechen unterbrachen und aussetzten und die Feinde durch ein sanfteres Nachspielen der Kämpfe vereinigten. Da jede moralische Handlung als solche und als eine Bürgerin im Reiche

heit und Glück des Pflanzen- und Thumlebens preiset; nur daß er sich dabei an seinem wörtlichen Uebermuth und an dessen entgegengesetzten Wirkungen zu sehr erfreuet.

der Vernunft frei, absolut und unabhängig ist, so ist jede wahre Sittlichkeit poetisch und die Poesie wird wiederum jene. Freilich wirkt sie nicht sittlich, durch das Auswerfen klinsgender Sentenzen, (so wenig als die Gothasner unter Ernst I. sich sehr durch die Dreier werden gebessert haben, auf welche er Bibel Sprüche prägen lassen,) sondern durch lebensdige Darstellung, in welcher der sittliche Sinn — so wie der Weltgeist und die Freiheit sich hinter das mechanische Räderwerk der Weltmaschine verbirgt, — als unsichtbarer Gott mitten über eine sündige freie Welt regieren muß, die er erschafft.

Das Unsittliche ist nie als solches poetisch, sondern wird's nur durch irgend eine Zumi- schung; z. B. durch Kraft, durch Verstand; daher ist, wie ich künftig zeigen werde, nur ein rein unsittlicher Charakter, nämlich grausame und feige Ehrlosigkeit, unpoetisch, nicht

aber ihr Gegensatz, der rein sittliche Charakter
höchster Liebe, Ehre und Kraft.

Wie lassen nicht die Sonne und Mond
des Homers und das Siebengestirn des himme-
lischen Sophokles ein zartes scharfes Licht auf
jeden Auswuchs, auf jeden Frevler, so wie auf
jede heilige Scheu und Sitte fallen? Wie
rein umschreibt sich im Herodot die sittliche
Gestalt des Menschen! — Ja die Griechen
unterscheiden sich durch eine doppelte Umkehr-
rung von uns. Wir verlegen die sinnliche
Seeligkeit auf die Erde, und das sittliche
Ideal in die Gottheit. Die Griechen geben
den Göttern das Glück, den Menschen die Tug-
gend. Die schöne Farbe der Freude, welche
in ihren Schöpfungen blüht, liegt mehr auf
unsterblichen Wangen als auf sterblichen; denn
wie klagen sie nicht alle über das unfrühe Loos
der Sterblichen, über die Mühen des Lebens
und über den alles erreichenden Schatten des

Todes und über das ewige Nachstreben im Orkus! Und nur zur offenen Göttertafel der Unsterblichen auf dem Olympus, blickt der Dichter auf, um sein Gedicht zu verklären und zu erheitern. Hingegen die sittliche unsterbliche Gestalt muß der Mensch, wie Gott den Adam, aus seinem Erdenklos mit einfachen Kräften ausbilden; denn jeder Auswuchs und Wulst an dieser Gestalt, jeder Troß auf Kraft und Glück, jede Keckheit gegen Sitte und Gottheit, wird von denselben Himmels-Göttern — gleich als wären sie Erden-Götter — unerbittlich mit dem Höllenstein einer augenblicklichen Hölle berührt und verzehrt, eben von ihnen, welche sich den Mißbrauch der Allmacht vergönnen, weil sie keine Götter und keine Nemesis zu fürchten haben, ausgenommen den dunkelsten Gott nach einem Meineide beim Styx.

Möge dieses Wenige nach so vielen über

die Griechen wenn auch nicht Genug, doch
nicht Zuviel seyn! —

V. Programm.

Ueber die romantische Poesie.

§. 20.

Das Verhältniß der Griechen und der Neuern.

Keine Zeit ist mit der Zeit zufrieden; das
heißet, die Jünglinge halten die künftige für
idealer, als die gegenwärtige, die Alten die
vergangne. In Rücksicht der Litteratur den-
ken wir, wie Jünglinge und Greise zugleich.
Da der Mensch für seine Liebe dieselbe Ein-
heit sucht, die er für seine Vernunft begeht:
so ist er so lange für oder wider Völker par-
teitisch als er ihre Unterschiede nicht unter